

Der Unbekannte

Autor(en): **Zinniker, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 27

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643939>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gegenen kann, ohne daß er ein paar Ohrfeigen bezieht. An sich — sehen Sie, ich habe im Augenblick leider beruflich nichts zu tun, ich bin Elektroingenieur, die letzte Kraftanlage, die ich droben in den Bergen baute, ist fertig — ich bin schon zu einer Aktion, zu einem kleinen Privatkrieg, gestimmt, auch der Kabassafal wäre mir als Gegner recht. Aber der Frau darf um keinen Preis etwas geschehen!“

Djavid Bey lächelte, denn Bubenberg hatte ihm das Stichwort gegeben:

„Ich habe Ihnen ersichert, daß wir keinen Gewaltakt gegen den Pascha unternehmen wollen. Es wäre nichts dümmere als dies. Ihn von hier aus zu beobachten, wäre auch uninteressant. Was er macht, wissen wir. Seine Beziehungen zu den Regierungen liegen offen. Er verfolgt uns, nicht wir ihn. Auch für mich handelt es sich . . . Bevor ich weiter spreche, muß ich Sie bitten, mir Ihr Wort darauf zu geben, daß alles in diesen vier Wänden bleibt. Ich weiß, daß das Wort eines Schweizers noch etwas gilt.“

Bubenberg drückte ihm die Hand. Er fuhr fort:

„Für uns Türken ist es besonders schwer, über die Frau eines anderen zu sprechen, weil wir trotz aller politischen Fortschrittlichkeit von unseren Anstandsbegriffen nicht loskommen. Bei uns existiert eine Frau nur für ihren Mann. Sie erscheint in keiner Gesellschaft, sie geht nur in dringenden Fällen und in Begleitung aus dem Hause. Es gilt als Beleidigung, einen

Mann nach dem Befinden seiner Frau zu fragen. Und trotzdem handelt es sich für mich in diesem Falle nicht um den Kabassafal, sondern um seine Frau.“

Bubenberg unterbrach ihn, um ihm auch etwas über Anstandsbegriffe zu sagen und zu versichern, daß er nicht gewillt sei, über diese Frau eine Indiskretion zu hören und noch weniger ihr Vorschub zu leisten.

Aber auch diese Aufwallung war Djavid nur angenehm.

„Ich bitte mich nicht mißverstehen zu wollen. Sie werden schon gehört haben, daß die Frau des Kabassafal eine Tochter Abdul Hamids ist. Abdul Hamid hatte viele Frauen und viele Kinder. Wir Türken kennen, wenigstens bei den Frauen, ebenso wenig wie Sie die Vorurteile und den Begriff des prinziplichen Gebütes. Mirimah ist lediglich deshalb für uns von politischer Wichtigkeit, weil sie vielleicht im gegebenen Moment der einzige Weg ist, unsere Gedankengänge bis zu Abdul Hamid selbst zu leiten.“

Von dem, was unsere Zensur in der Türkei leistet, können Sie sich keinen Begriff machen. Um von Ihrem Beruf ein Beispiel zu geben: Das Wort Elektrizität gibt es bei uns nicht. Der Sultan hat Angst vor dieser unsichtbaren, seinem Leben vielleicht einmal gefährlich werdenden Kraft. Es gibt in der Millionenstadt Konstantinopel kein Telephon, kein elektrisches Licht, keine Straßenbahn. Ein Buch, in dem das Wort vorkommt, wird konfisziert.“

Fortsetzung folgt.

Bern vom Rosengartenlaus.

Durchs Tor hindurch! Die Ferne blank und klar.
Tief unter mir im Grunde liegt die Stadt.
Sie ballt gleich einer aufgeregten Menge
Zackig und giebelspitz die Dächerschar
Bernäuelte wirr in eiferndem Gedränge.
Wie Hut bei Hut, so Dach zu Dach gereiht,
Auf allen Wegen strömen sie heran;
Umwölben dicht die schmalen Straßenzüge,

Kauernde Masse von Alltäglichkeit,
Gepfercht und gleichgemacht im Steingefüge.
Doch stolz beherrschend in das Bild gestellt,
Steilt sich das Münster frei und kühn herauf,
Ahnung und Zeichen einer andern Welt.
Es wächst aus der Gebundenheit der Mauern
Wie schwerelos empor zum Himmel auf —
Enge und Drang des Tages zu überdauern.

Walter Schweizer.

Der Unbekannte

Von Otto Zinniker.

Eines Tages geschah etwas, das die Bewohner des Städtchens mit geheimer Scheu erfüllte: Es wurde die Leiche eines Mannes aus der Aare gezogen. Solange der Unbekannte in der Totenkammer aufgebahrt blieb, ging ein Fragen und Klüffern um, das wie ein Bächlein durch die Straßen und über die Türschwelle lief.

Wer war der Tote?

Keiner wußte es. Die einen behaupteten, es handle sich um einen Obdachlosen, den sie zuweilen beim Betteln getroffen hätten; andere sagten, er stamme aus einer Stadt weiter oben am Flusse, das Wasser hätte ihn hergeschwemmt. Aber es war nichts Gewisses in Erfahrung zu bringen, es fehlten die leisesten, kleinsten Anhaltspunkte, es waltete Geheimnis vor.

Am Dienstag läutete zu ungewohnter Stunde die Totenglocke. Es galt der Bestattung des Unbekannten. Kein Leichenzug begleitete ihn zum Grabe; niemand beweinte den von den Menschen Verlassenen; weder Verwandte noch Bekannte, weder Freunde noch Berufskollegen hatten sich zur Beerdigung eingefunden. Die amtliche Ausschreibung hatte keinen von ihnen zu erreichen vermocht. Herkunft, Name, Alter und irdische Laufbahn des Toten waren in rätselhaftes Dunkel gehüllt. Und ob der Fremde, der Findling, der Niemandstote einem Unfall zum Opfer gefallen, ob er aus Verzweiflung, Not oder Elend selbst hinübergewandert war, oder ob ein Verbrechen vorlag — geheimnisvoll und dunkel blieb auch dies.

Auf dem kurzen Wege zur Totenkammer bis zum Grabe folgte einzig der Pfarrer des Städtchens dem rohgezimmerten,

schmucklosen Sarge. Aber als der Namenlose in die Grube hinuntergelassen wurde, trat wie zufällig, mit dem Hut in der Hand, Architekt Ringeisen, ein Mann in den Vierzig, wegen seiner Tüchtigkeit einer der angesehensten Bewohner des Ortes, herzu. Wiederum wie zufällig hemmte er am offenen Grab seinen Schritt, lauschte andächtig, mit leicht zur Seite geneigtem Kopf, dem Gebet des Geistlichen, und als die ersten lehmigen Brocken auf den Sarg hinunterfollerten, warf er dem Toten einen grünen Zweig hinab, den er von einem Strauch gebrochen hatte. Von Architekt Ringeisen ging die Rede, daß er im Straßengraben zur Welt gekommen sei. Tatsache war, daß er, früh auf sich selber angewiesen, die peinliche Umklammerung des niedrig Geborenen gesprengt und aus eigener Kraft aus der Beschattung ins Helle reinen Menschentums gedrungen war. Hundertmal war ihm durch Zuträgerei die Schandë seines Erzeugers ins Ohr geflüstert worden; in hundert Variationen hatte er von ihm gehört: als Nichtsnutz, der seine Braut im Stiche gelassen; als liederlicher Kumpan, der das Geld seiner Eltern vertan; als Bruder Lustig, der Seßhaftigkeit nur am Jaktisch bewiesen; als Trunkenbold und Messerstecher, der im grünen Wagen im Land herumgefahren . . .

Ein Berufsmter, dem Ringeisen in den vierzig Jahren seines Lebens nie begegnet war.

Aber nun stand Architekt Ringeisen am Grabe des namenlosen, des unbekanntten Toten. Durch irgendein Zeichen war er mitten in der Arbeit angerufen worden; er hatte den Anruf als Mahnung und Auftrag empfunden, an der Bestattung des Findlings und Niemandmannes teilzunehmen. Und da war er, werktätlich gekleidet, zum Friedhof hinausgewandert. Behmütig lächelnd, mit ein wenig Mitleid, mit ein wenig Sehnsucht nach

seinem Vater, dem er den Fehltritt längst verziehen hatte, wohnt er der schlichten Handlung am Grabe bei.

Er spürte den Hauch des Todes aus der Tiefe. Aber der Mann dort unten blickte ihn durch die hinuntergeworfenen Schollen an, er blickte durch ihn hindurch. Merkwürdig, woher Ringeisen plötzlich das Bewußtsein hatte, daß man heute seinen Vater begraben habe, den ein wunderliches Spiel von Zufällen am Ufer der Aare abgesetzt hatte. Ringeisen fühlte Dankbarkeit im Herzen für irgendetwas, das er mit Namen nicht zu nennen vermochte. Vielleicht war es Dankbarkeit dafür, daß er fortan der Sorge um den Ruf seines Erzeugers enthoben war. Denn mit dem Tod nahm auch das ein Ende. Etwas sehr Tiefes, sehr Sinnvolles lag in den scheinbar unberechenbaren Fügungen des Schicksals.

Ringeisen fand keinen Grund zur Trauer, der Tod schien ihm gleichsam verschlungen in den Sieg. Er bereute auch nicht, zu spät gekommen zu sein, um den Toten da unten als seinen Vater erkennen zu dürfen. Er hatte ihn geliebt; aber es war nicht jene Liebe gewesen, wie sie Söhne sonst ihren Vätern entgegenbringen. Ihre Wege waren getrennt geblieben, in eifriger Fremdheit hatten sie aneinander vorbeigelebt: zwei Mücken auf zwei verschiedenen Erdteilen. Ringeisen wußte nicht einmal bestimmt, ob er mit seinem Dasein eine Minute, eine Sekunde lang die Gedanken seines Erzeugers gestreift hatte. Ja, wie hätte er ihn wohl erkennen sollen?

Er nahm Abschied vom Namenlosen, vom Totengräber und vom Pfarrer des Städtchens und ging an seine Arbeit zurück. Ob dereinst auch an seinem Grabe einer so stehen und ihm einen grünen Zweig nachwerfen würde, wehmütig lächelnd, mit ein wenig Mitleid, mit ein wenig Sehnsucht in der Seele?

BERN

Von Walter Schweizer

Wer mit dem Zug über die Eisenbahnbrücke einfährt, der sieht stolz über der Aare aufgebaut die Stadt mit ihren Türmen, Brücken, ein bunt gemischtes Dächermeer, von der Sonne überglüht, vom warmen Sommerwind umfächelt, ein Bild, so bezaubernd, so hinreißend schön, daß das Auge wie trunken in selbigem Vergessen darauf ruht — Bern ist's, die Bundesstadt.

Unter den Städten, welche sich aus früheren Jahrhunderten einen charakteristischen Typus bewahrt haben, steht Bern in der vordersten Reihe, und zwar mit baulichen Formen und Motiven, die in solcher Fülle, in so grundsätzlicher Durchführung und eigentlicher Lokalfärbung sonst nirgends vorkommen. Wohl findet sich da und dort noch ein Abglanz mittelalterlichen Kulturlebens, so Ringmauern mit Gräben und Türmen, mit trummen, engen Gassen, mit hochgiebligen Häusern, vorragenden, niedrigen Geschossen, reichen Portalen und zierlichen Erfern. Aber gerade diese Merkmale, die andere Orte haben, die besitzt Bern eigentlich gar nicht.

Ueber der Stadt ruht ein Schimmer verklärter Schönheit. Alles Beengende, Trübe, Dumpfe ist hier abgestreift. Wie befreit von der Alltäglichkeit der Dinge, wandelt man hier durch eine Welt heiterer, sorgloser Freude. Es ist ein Zauber, den keine Phantasie ausschöpfen kann, der immer wieder seine wunderbare Kraft bewährt. Lob und Lied, wie oft sie auch Alt-Bern feierten, sein Ruhm wird nicht ausgelungen werden. Mit jedem Jahr ziehen neue Scharen in die Stadt, wallfahren Tausende und Abertausende aus allen Weltteilen hierher, mit staunender Begeisterung die Fülle der Gaben hinzunehmen, welche die allgütige Mutter Natur über dieses begnadete Erdenstückerlein austreute. Es ist etwas Ideales, was ihm anhaftet, voll tiefer, goldener Poesie, daß das Schweizer Gemüt hier seinen Feiertag halten kann.

Landschaftlich kommt in Bern alles zusammen, ein Bild voll Harmonie, Farbenglanz und berückender Schönheit zu gestalten. Ein enges, malerisches, gewundenes Tal, dessen grünlänzender Fluß in die weite, fruchtbare Ebene seinen Weg zum stillen Opal des Jura sucht. Hier prächtig bewaldete steile Hügel, an welche sich reiche Dörfer schußsuchend schmiegen — und über allem, die Alpenkette mit dem mächtigen Firndreiklang: Eiger, Mönch und Jungfrau.

Im Morgensonnenglanze oder im Abendscheine, wenn im Tal der Aare schon Nebelfrauen huschen und nur geheimnisvolle Glut noch im Ersterben über die Dächer der Altstadt gleitet, bei Mondlicht, in der Blütenpracht des Lenzes oder im winterlichen Hermelinschmuck, immer bleibt Bern eine Zauberin, die unsere Sinne betört, schmeichelnde Weisen in die Herzen singt.

Auch an Goethe bewies sie einst ihre Kraft. Schrieb er doch am 9. Oktober 1779 an Frau von Stein: „Am 8. strich ich durch die Stadt. Sie ist die schönste, die wir gesehen haben. Die Häuser in bürgerlicher Gleichheit eins wie das andere gebaut, alle aus einem graulichen, weichen Sandstein. Die Egalität und Reinlichkeit drinnen tut einem sehr wohl, besonders da man fühlt, daß nichts leere Dekoration oder Durchschnit des Despotismus ist. Die Gebäude, die der Stand Bern selbst aufführet, sind groß und kostbar, doch haben sie keinen Ansehen von Pracht, der wenigstens vor den andern in die Augen würde.“

Wer durch die krummlinigen Straßen Alt-Berns wandert und die Sprache versteht, welche die Häuser mit ihren altersgrauen Mauern und den dunkeln hohen Ziegeldächern reden, wer die vielen schönen Bauten schaut, das Münster, die Kirchen, das Rathaus, den Erlacherhof, die Brunnen und Brunnlein, Erker und Erkerlein, dem ist zumute, als blättere er in den Seiten einer mit kräftigen Lettern gedruckten und mit markigen Holzschnitten ausgestatteten, alten Chronik. Auch ohne sich in den Inhalt eines solchen Folianten zu versenken und den Berichten des Chronisten zu folgen, kann es uns reizen, Seite um Seite umzublätern, weil alles dazu angetan ist, uns zu fesseln und zu erfreuen; das kräftige Papier, die charaktervolle Form der Typen, der energische Zug der Illustrationen, das intensive Schwarz des Druckes und die ungebrochene Kraft mit der das Rot der Initialen herausleuchtet. Man spürt, daß hier ein ursprünglicher, gesunder Geschmack gewaltet hat, dem alles Unnatürliche und Gefünstelte fremd ist, und es ist, als ginge ein Strom und Kraft auf uns über, der uns wachsen und erstarken macht. Und dieses Empfinden steigert sich, wenn nun das Buch seinen Inhalt enthüllt und farbenfrohe Bilder aus Berns Vergangenheit vor uns auftauchen läßt. Glückliche Stunden, da so der Geist der Geschichte an uns herantritt und uns teilnehmen läßt an den Taten, die vor Jahrhunderten ein glaubensstarkes und seiner Kraft bewußtes Volk vollbracht hat, glücklich die Stätte, die sich rühmen kann, ein reines Spiegelbild jenes Geistes zu sein, der der Schweiz zu ihrem heutigen Ganzen Empfänger war — — —

Wenn auch die Häuser heute mit der ehrwürdigen Miene des Mittelalterlichen dreinschauen, ein bezeichnender Zug zur Vollständigkeit der alten Straßenbilder fehlt, denn über den unsagbaren Schmutz der früheren Wege hat die Neuzeit ein reinliches Pflaster gebreitet. Gassenpflasterung war jedoch vor dem 14. Jahrhundert unbekannt. Bei festlichen Gelegenheiten aber wurden die Gassen mit Tannästen, Gras oder Zweigen belegt. Zum Schutz gegen Verunreinigungen trug man über den Schuhen Stelzschuhe mit Holzboden. Vor den Häusern wurden diese dann ausgezogen. So kommt es denn auch, daß in einer alten Chronik steht, daß vor der Ratsstube die Heberschuhe der Ratsherren aufgestellt gewesen seien, „do kundt man sin zählen, wie viel ihr zu Rath kommen wärent!“ Die erste Ausgabe für Pflasterung in Bern wurde 1377 gemacht, und zwar „die niedere brotschal ze beschiffenne“. Lange und hartköpfig hat sich der Berner gestraubt, seinem Vieh das Recht auf der Straße nehmen zu lassen; schließlich mußte er sich doch darein fügen, seinen Schweinen nur noch etwa eine Stunde am Tage die größere Freiheit der Straße zu bieten, bis auch diese Begünstigung schwand; undatiert, aber vor 1400 ist der Ratsbefehl, „mist und biau“ nicht länger als 14 Tage vor den Haustüren liegen zu lassen. für jeden fernern Tag sind 5 Schilling Buße angesetzt.

Zu dem Schönsten jedoch, was jener funktreiche Geist im Straßenbild der Stadt geschaffen, gehören die einladenden Laubengänge. Nur noch wenige Städte dürfen sich dieser Steige rühmen, die, von den Fußböden der ersten Stockwerke überdeckt, von den tragenden Pfeilern zur Seite der Straße geleitet, dem Wanderer Schutz gegen Regen und Sonne, dem Auge im wechselvollen Rhythmus von Licht und Schattenkonturen einen malerischen Anblick bieten. Im Jahre 1479 schreibt der Dekan Albrecht v. Bonstetten: „Bern ist ein statt, groß an richtum, mit hüpschen büwen gezieret, und ist nüw, lustig, mit witen gassen, zu beder sitt gewelbe habende, under denen mit droffenen Füßen man wandern mag.“ Die ersten Nachrichten über die